

Blut steht für Leben, Blut steht für Tod: Ein Dossier zum Karfreitag spürt dem roten Saft nach

DOSSIER > SEITEN 5-8



BILD: TREYSTONE

reformiert.

saemann / BERN-JURA-SOLOTHURN

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 4 | APRIL 2014 WWW.REFORMIERT.INFO

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE

> 2. BUND



Bern ohne seine Kirchen: Was ginge alles verloren?

Stell dir vor, es gäbe keine Kirchen mehr

POLITIK/ Klar ist, die Kirchen im Kanton Bern müssen sparen. Unklar ist, mit welchen Folgen für die Zukunft. Zehn unbequeme Fragen in einer unsicheren Zeit.

Was heisst es, wenn Pfarrhäuser verweisen, wenn die Kirche sich aus dem Dorf, dem Quartier, der Sozialarbeit zurückzieht, wenn das Kirchgemeindehaus zur Jugendherberge wird? Sicher ist: Das hiesse mehr als das Verschwinden von Gottesdiensten, kirchlicher Unterweisung und Trauerbegleitung. Das hiesse, etwas ginge verloren, was uns, unseren Lebensraum und unser Denken seit Jahrhunderten prägt. Wer denkt, das Verschwinden der Kirchen wäre verschmerzbar, muss sich der Frage stellen: Was wäre, wenn es die Kirchen nicht mehr gäbe?

Wer öffnet dann Gemeinschaftsräume für unterschiedlichste Gruppen? Für das Jodlerkonzert, die Hip-Hop-Performance oder die Renaissancemusik? Für die Tamilenhochzeit, den Yogakurs, die Spielgruppe oder das Politpodium? Kirchen und Kirchgemeindehäuser sind oft die letzten öffentlichen Räume – besonders auf dem Land.

Wer schweisst Menschen in abgelegenen Tälern und Dörfern zusammen? Wer hat gut vernetzte Allrounder, die musikalische Soireen veranstalten und mit Jugendlichen Rap-Gottesdienste zelebrieren? Wer lädt Senioren zu Mittagessen und Lesungen ein, wer organisiert das Café théologique oder philosophique, wer die Zukunftswerkstatt? Wer hat für jede Seelennot ein offenes Ohr und ist einfach da, wenn das Leben nicht so spielt, wie es spielen sollte?

Wer macht sich stark für Arme, Kranke, Sterbende, Süchtige, Verlassene? «Das kann das Gemeinwesen genauso gut», sagen viele. Doch: Wer so argumentiert, vergisst, dass Spitäler, Asyle, Armenhäuser, Suppenküchen, Ehe- und Drogen-

beratungsstellen, Gassen- und Quartierarbeit ursprünglich von Kirchenleuten initiiert wurden. Und die Nächstenliebe christliche Wurzeln hat.

Wer sorgt dafür, dass Kirchen nicht zu Museen werden? Wer hält die spürbare Gegenwart von Wort und Feier, von Verkündigung und Ritual in Kirchenräumen am Leben, auch an gottesdienstfreien Tagen, wenn Stille herrscht? Wo sonst kann man Einkehr halten und die Verbindung mit vergangenen und kommenden Generationen spüren?

Wer erinnert Woche für Woche daran, dass Solidarität mehr als ein Wort ist? Im Kanton Bern kommen in reformierten Gottesdiensten jährlich rund 3,5 Millionen Franken an Opfergaben zusammen – Geld, das anschliessend von den Kirchgemeinden und von der Kantonalkirche unbürokratisch an wohltätige Institutionen verteilt wird. Aus Kollektengeld werden Kleinstprojekte genauso unterstützt wie weltweit tätige Hilfswerke.

Wer mahnt Starke und Mächtige, an Schwache und Ohnmächtige zu denken? Und erinnert sie daran, dass es nie genug Gerechtigkeit geben kann? Wer verkündet, der Markt solle den Menschen dienen – und nicht umgekehrt? Wer erhebt die Stimme gegen Geschäfte, die Menschenrechte mit Füßen treten und den Frieden und die Umwelt gefährden – gegen Nahrungsmittelspekulanten, Waffenhändler und Rohstoffausbeuter?

Wer kann mit einer 2000-jährigen Geschichte im Rücken argumentieren? Und auch mal gegen den Strom schwimmen? Zum Beispiel in Fragen rund um Sterbehilfe, Fortpflanzungsmedizin oder

Asylpolitik. Gemäss einer «reformiert.»-Umfrage attestieren 58 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer den Kirchen in der Zuwanderungspolitik eine überdurchschnittliche Glaubwürdigkeit.

Wer sucht das Gespräch mit Muslimen, Hindus und Buddhisten? In der säkularen Gesellschaft schwindet das Wissen, dass Religion zur Identität gehört. Kirchenleute dagegen lernen in ihrem Studium den kritischen Umgang mit der eigenen und der anderen Religion. Sie respektieren die Frömmigkeit der «Andern», ohne zu missionieren. Sie wissen um die Gefahr des religiösen und politischen Fundamentalismus – auch in den eigenen Reihen.

Wer motiviert Freiwillige und organisiert ihre zahlreichen Einsätze? Die Kirchen gehören zu den grössten Freiwilligenorganisationen. In den reformierten Berner Kirchen werden gemäss einer Studie aus dem Jahr 2010 pro 100 Mitglieder und Jahr 144 ehrenamtliche und freiwillige Stunden geleistet. In den Berner Kirchen ist rund die Hälfte der geleisteten Stunden Freiwilligenarbeit.

Wer verhindert, dass der christliche Hintergrund von Kunst und Kultur vergessen geht? Adam und Eva, David gegen Goliath, vom Saulus zum Paulus: Wer vermittelt den reichen symbolischen Fundus der jüdisch-christlichen Tradition, ohne den Literatur, Philosophie, Kunst und Alltagssprache unverständlich und undenkbar sind? Wer sorgt dafür, dass biblische Erzählungen und Motive ein kulturelles Gut aller bleiben und nicht fundamentalistisch vereinnahmt werden?

HANS HERRMANN, RITA JOST, SUSANNE LEUENBERGER, SAMUEL GEISER



BILD: STEPHAN BOSCH

PORTRÄT

Zwischen den Religionen

VERMITTLER. Erstmals ist ein Muslim an der Spitze des Rats der Religionen. Der pensionierte Arzt Hisham Maizar berichtet über hartnäckige Vorurteile, sieht aber auch erste Erfolge im interreligiösen Dialog. > SEITE 12

MEDIZIN

Fragen zum Machbaren

KINDERWUNSCH. Die Fortpflanzungsmedizin macht Fortschritte, die Fragen aufwerfen. Dürfen Embryonen im Reagenzglas gescreent, dürfen Eizellen gespendet werden? Die Debatte in der Schweiz läuft an. > SEITE 3



BILD: WIKIMEDIA

JUBILÄUM

«Spinneridee» wird 40-jährig

UMWELT. Autofreie Pauschsonntage in einem Quartier, einer Stadt oder einer Region werden heute vielerorts praktiziert. 40 Jahre ist es her, seit «Tech»-Studenten die Idee schweizweit zum Politikum machten. > SEITE 4

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Die Osterzeit beginnt mit dem Palmsonntag (13. April) und endet an Pfingsten (50 Tage nach Ostern). Mehr zu Osterfeiern in Ihrer Kirchgemeinde im 2. Teil. > AB SEITE 13

DER COUNTDOWN LÄUFT

TONI HODEL ist der «Kirchenmann» im «Haus der Religionen»



BILD: ZIG

«Europaplatz» – noch 9 Monate bis zum grossen Fest

«Gross wird er nicht sein, der Raum der Christen im geplanten Haus der Religionen. Andere Religionen beanspruchen mehr Platz. Aber: Unser Raum wird etwas ganz Besonderes. Das wurde sehr bald einmal klar.

DIE SCHWIERIGKEITEN. Hier in Bern wurde ja noch nie ein Gotteshaus für mehr als zwei christliche Kirchen gebaut. Es wurde überhaupt schon jahrelang keine Kirche mehr gebaut. Im Gegenteil: Man spricht im Moment sogar davon, dass Kirchen geschlossen werden. Und nun kam also unser Verein und wollte Geld für einen neuen Kirchenraum! Kein leichtes Unterfangen. Wir haben es gemerkt. Andererseits – das war auch allen klar – kann es natürlich nicht angehen, dass in der christlich geprägten Stadt Bern ein Haus der Religionen gebaut wird ohne einen Raum für Christen.

DIE CHANCE. Schliesslich wird es uns, also dem Verein «Kirche im Haus der Religionen», dann doch gelingen, über Spenden und Beiträge von Kirchgemeinden und der Landeskirchen 250 000 Franken zusammenzubetteln. Dafür gibt es natürlich nichts Kostspieliges. Genau das ist aber vielleicht unsere Chance. Mit Patrick Thurston haben wir einen einfallreichen Architekten gefunden mit wunderbar unkonventionellen Ideen.

DER HIMMEL. Unser Raum wird auf drei Seiten ganz schlicht sein. Auf einer Seite aber wird er reich dekoriert mit der Ikonostase. Das sind die Heiligenbilder der Äthiopisch-Orthodoxen, die auch bei uns dabei sind. Diese heiligen Malereien entstehen derzeit in Äthiopien. Sie werden im Raum bestimmt ein Blickfang sein. Nicht ganz so spektakulär, aber dafür sehr kunstvoll soll die Decke in unserem Raum werden. Nach den Plänen unseres Architekten besteht diese aus grossen vollendeten und angeschnittenen Kreisrippen. Diese symbolisieren: Unser «Himmel» ist offen und für alle da. Eine sinnvolle Symbolik. Von diesem «Himmel» kann man sich übrigens ein Stück (kaufen). Ein Quadratmeter kostet 580 Franken. Diese Verkaufsaktion ist nun am Laufen. Und sie zeigt auch, dass wir neue Wege beschreiten. Wir werden beispielsweise im Sommer auch mit Freiwilligen den Ausbau in Angriff nehmen. Hierzu suchen wir noch Handwerker, Zünilieferanten, Allrounder. Freiwillige, bitte melden! » **AUFGEZEICHNET: RJ**

HAUS DER RELIGIONEN. Im Dezember wird es in Bern eröffnet. «reformiert.» lässt Frauen und Männer zu Wort kommen, die hinter dem Bau stehen. Diesmal Toni Hodel (63), katholischer Theologe und Co-Präsident des Vereins «Christliche Kirche im Haus der Religionen»

Stell Dir vor, die Kirche wäre ganz anders

VISIONEN/ Wahr ist, sonntags sind viele Kirchen fast leer. Was müsste geschehen, damit sich die Räume wieder mit Leben füllten? «reformiert.» bringt fünf Utopien von unerwarteter Seite.

HANNES LEO MEIER, THEATER-REGISSEUR

In der Kirche die Stille wieder lehren



«Meine Vision sind Kirchenräume, wo man etwas mehr spürt vom Leben und vielleicht auch von der langen Geschichte unserer Kultur. Effektiv erlebe ich die Kirchen oft abgekoppelt von der Wirklichkeit. Ich fühle mich verloren in diesen kalten, grossen Hallen.

ZUFLUCHTSORT. Kirchen sollten Zufluchtsorte sein, die man gerne aufsucht. Niemand sollte ein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn er/sie sonst mit der Kirche als Institution vielleicht nicht gut steht. Oder wenn er oder sie schon lange nicht mehr gebetet hat oder nicht mehr in einer Predigt gewesen ist.

Was kann Kirche heute? Diese Frage beschäftigt mich schon länger. Auch darum habe ich mit Pfarrern und Pfarrerinnen ein Stück entwickelt («7 Pfarrer» siehe Seite 11). Dabei ist mir aufgefallen, dass unsere Kirche uns das Handwerk der Stille wieder lehren könnte. Pfarrer und Pfarrern sollen nicht Zeremonienmeister sein, sondern Menschen, die uns lehren, wie man ruhig wird, ruhig bleibt, in die Ruhe kommt, eins mit sich selber wird. Den heutigen modernen Menschen mangelt diese Fähigkeit.»

BARBARA KEHRLI, POLITIKERIN

Im Bergkirchlein «z Bode cho»



«Meine Vision ist eine «Labor-Kirche»: Eine Kirche, in der vieles sichtbar wird, aber auch Neues Platz hat. Unsere Gadmer Kirche ist so etwas. Wir würden gerne Besuchern aus dem Unterland zeigen, wie Kirche bei uns gelebt wird.

LEHRWERKSTATT. Meine Horrorvision ist, dass unsere Kirche weggespart wird. Dann würden wir das Herz der Gemeinde verlieren. Der Pfarrernachwuchs könnte bei uns vieles entdecken: die Kraft der Gemeinschaft, Zusammenhalt, Sorgfalt im Umgang mit dem Nachbarn, Ehrfurcht vor der Schöpfung, Geborgenheit. Wir Oberhasler sind nicht fromm, aber unsere Kirche ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Sie gehört einfach zu uns, gibt uns einen Rahmen, aus dem keiner so leicht herausfällt. Nicht umsonst gibt es in Gadmen beispielsweise auch Therapieplätze für Jugendliche, die in der Hektik der Städte unter die Räder gekommen sind. Hier in Gadmen kommen sie wieder («z Bode»), erkennen, dass sie etwas können und gebraucht werden. Ich denke, das könnte man auch in der Laborkirche lernen.»

CAROLA MEIER-SEETHALER, PHILOSOPHIN

An Pfingsten feiern und bilanzieren



«Meine Vision: An Pfingsten, dem Fest des (heiligen) Geistes, könnten sich in der Kirche als einem sakralen Raum auch Menschen treffen, die der offiziellen Kirche fern stehen: PolitikerInnen, VertreterInnen von Nichtregierungsorganisationen, WissenschaftlerInnen aus Soziologie, Ökonomie und Ökologie. Sie würden Rechenschaft darüber ablegen, ob und wie die schweizerische Friedensarbeit, die Umwelt- und Energiepolitik während des vergangenen Jahres vorangekommen ist und wie sich der Einsatz für eine gerechtere Gesellschaft im Inland und im Blick auf das Nord-Süd-Gefälle entwickelt hat.

BESINNUNGSORT. In einer Atmosphäre traditioneller Spiritualität könnten sich diese engagierten Personen in ihrem Einsatz für das gute Leben aller gegenseitig bestärken. Sie würden uns daran erinnern, dass das Menschsein nicht nur darin besteht, individuelle Ansprüche zu verwirklichen, sondern auch, eigene Wünsche zu transzendieren, um für die kommenden Generationen die Artenvielfalt zu erhalten und weltweit menschenwürdige Lebensumstände zu schaffen.»

PHILIPPE WELTI, PR-BERATER

In der Kirche regelmässig tafeln



«Meine Vision ist eine Kirche, in welcher der Pfarrer als Gastgeber zum Bankett einlädt – im Geiste des Abendmahls. Ein komplettes Bankett in der Kirche, mit Vorspeise, Hauptspeise und Dessert, dazu Wein. Jesus war kein Abstinenzler, Noah dem Wein sehr zugetan. Ich stelle mir das feierliche Essen im Kirchenschiff vor, in den wunderbar weiten Räumen, in denen der Geist vergangener Generationen noch weht. Ein Bankett am langen Tisch, bedeckt mit weissem Tuch, geschmückt mit Kerzenständern und Blumen. Und natürlich mit Musik.

GENERATIONENTREFF. Stattfinden soll es am Samstagabend, nach einer Vesper mit Kurzpredigt und Gebet. Beim Bankett danach werden sich die Zungen lösen für Alltagsfreuden und Alltagsorgen. Vielleicht gibt ein geladener Gast einen geistlichen Input zu einem Thema, das die Dorf- oder Quartierbewohner gerade beschäftigt. Alle Generationen gehören dazu, auch jene unter 60, die Familien mit Kindern unbedingt auch. Angesagt ist das Bankett mit Open End. Enden darf es durchaus mit einem Segen.»

PETER STÄMPFLI, UNTERNEHMER

Verkleinern und vom Staat lösen



«Meine Vision ist eine Kirche, in der das «hier der Unternehmer, da der Vater», «hier der Arbeitgeber, da der Arbeitnehmende», «hier der Gottesdienstbesucher, da der Ausschlafende», «hier die Frau, da der Mann», «hier der Pfarrer, da das Kirchenmitglied» überwunden wird – eine lebendige Glaubensgemeinschaft, die Anders- oder Nichtgläubige durch ihre Ausstrahlungskraft anzieht.

ORT DER VERÄNDERUNG. Doch die Kirche ist beliebig geworden wie irgendeine soziale, psychologische oder esoterische Dienstleisterin. Sie muss zurück zur Wurzel des gemeinsamen Glaubens. Das ist ein schmerzhafter Prozess der Verkleinerung, aber auch der Ehrlichkeit und Wahrheit. Sie verhält sich wie ein Unternehmen, das an Stärken glaubt, die es längst nicht mehr hat. Die Kirche, die wir meinen, gibt es nicht mehr. Die Kirchenfernen sind in der erdrückenden Mehrheit. Die Kirche muss sie ziehen lassen. Stimmt die Struktur nicht mehr, kommen die besten Ideen nicht voran: Kirche und Staat müssen getrennt werden. Die staatliche Obhut, der gesicherte Geldfluss überdecken die Probleme.»

Und wie wäre eine Kirche mit Quartierladen?

WASCHSALON. Warum kann Seelensorge nicht im Wasch-Salon im Keller des Kirchgemeindehauses passieren? Eine Buntwäsche dauert sechzig Minuten – was tut der moderne Mensch in dieser Zeit? Langweilen muss er sich nicht, denn es gibt Kaffee und Kuchen und ausserdem ein offenes Sorgenbuch für Anliegen aus dem Quartier. Zwischen Vorwaschen und Schleuderprogramm bliebe ausserdem Zeit für Gespräche über Gott und die Welt.

SOLIFONDS. Warum nicht einen Solidaritätsfonds gründen, den die Kirchgemeinden je nach ihrer Steuerkraft speisen? Kirchgemeinden, die finanziell noch gut dastehen, unterstützen jene, denen es schlechter geht – nicht in Form einer Patenschaft, sondern via Ausgleichskasse.

FELDEINSATZ. Warum nicht die kirchlichen Mitarbeitenden alle zwei Jahre eine Woche freistellen für ein «Praktikum»? Genau dort, wo Menschen mit der Kirche nichts am Hut haben, aber viele unbeantwortete Fragen.

ADLATEN. Warum nicht von der Erfahrung pensionierter Pfarrpersonen profitieren? Die Wirt-

schaft kennt das Prinzip mit den altgedienten Kräften, die ihre Erfahrungen gratis an Junge weitergeben. Die Kirche könnte es kopieren. Die Pfarrpersonen könnten zeigen, dass sie eben doch ganz spezielle staatsbesoldete Angestellte sind und ein Jahr lang Freiwilligendienst am Mitmenschen leisten.

OTTO PER MILLE. Warum nicht – anstelle der Kirchensteuer – eine Sozialsteuer einführen? Italien hats getan. Acht Promille (Otto per mille) muss jeder an eine soziale Einrichtung bezahlen. Der Staat legt eine Liste zur Auswahl vor; der Bürger kann frei entscheiden, nur kneifen geht nicht.

GALERIE. Warum nicht die Kirche regelmässig zur Galerie heutiger Kunst umfunktionieren – nicht nur der sakralen, sondern jener, die am Ort, in der Region und darüber hinaus entsteht?

QUARTIERLADEN. Warum nicht zu gross gewordene Kirchgemeindehäuser verkaufen und sich kostengünstiger in Ladenlokale einmieten – um den Puls des Quartierlebens besser zu spüren? Warum nicht frei werdende Büroräume im Kirchgemeindehaus an IT- und Designerfirmen oder Gesundheitspraxen vermieten? Co-habitation inspiriert.

RITA JOST, SAMUEL GEISER

Babywunsch – neue Wege, neue Fragen

MEDIZINETHIK/ Der Ständerat sagt Nein zu systematischen Gentests von künstlich gezeugten Embryonen. Doch die Debatte zur Fortpflanzungsmedizin steht erst am Anfang.

Immer später bringen Schweizer Frauen ihr erstes Kind zur Welt. Der Durchschnitt liegt bei 31,6 Jahren. Mit zunehmendem Alter nimmt die Fruchtbarkeit ab; darum setzen 6000 Paare jährlich auf die Möglichkeiten der Fortpflanzungsmedizin. Eine Herausforderung für den Gesetzgeber, der dafür die medizinethischen Leitplanken setzen muss.

Für Ständerat Felix Gutzwiller ist die geltende Gesetzeslage zu restriktiv. Die Fortpflanzungsmedizin habe grosse Fortschritte gemacht, die Einstellungen dazu hätten sich geändert, sagte er neulich in der Ständeratsdebatte. Die von ihm präsidierte vorberatende Wissenschaftskommission hatte sich dafür ausgesprochen, dass die Embryonen der kinderlosen Paare im Reagenzglas auf Gen-Defekte hin gescreent werden dürfen: Das schweizerische Tabu der Präimplantationsdiagnostik (PID) wurde

«Mit den Fortschritten in der Fortpflanzungsmedizin haben sich auch die Einstellungen dazu deutlich geändert.»

FELIX GUTZWILLER, STÄNDERAT

damit beiseitegeschoben (siehe Glossar). Die Position des freisinnigen Mediziners wurde aus von der Nationalen Ethikkommission (NEK) gestützt. Sie ging noch weiter und warb dafür, Eizellenspende und Leihmutterchaft als ethisch unbedenklich einzustufen.

BEDENKEN. Doch der Ständerat folgte diesen Argumenten nicht vollumfänglich. In der Debatte sprach Bundesrat Alain Berset sogar von «eugenischen Tendenzen». Die kleine Kammer folgte dem bundesrätlichen Vorschlag zur Gesetzesrevision und öffnete der PID die Tür nur einen kleinen Spalt weit. Lediglich Eltern, die durch schwer vererbare Krankheiten vorbelastet sind, sollen von der Möglichkeit Gebrauch machen können, ihre Embryonen vor dem Einpflanzen in die Gebärmutter auf Krankheiten untersuchen zu lassen. Nach Schätzung des Bundesrates sind dies jährlich 50 bis 100 Paare. Somit wird die Präimplantationsdiagnostik auch künftig Ausnahme bleiben.

RETTBABYS. Erst recht hatte der Gutzwiller'sche Antrag, auch sogenannte «Retterbabys» zuzulassen, im Ständerat keine Chance. Retterbabys sind im Labor ausgewählte Embryonen, die nach ihrer Geburt mit ihren Stammzellen helfen, ein zum Beispiel an Blutkrebs erkranktes Geschwister zu heilen. Aus Elternsicht sei ein solches Verlangen verständlich, sagt Ruth Baumann-Hölzle, die das Institut «Dialog Ethik» in Zürich leitet. Ethisch spreche aber ein zentrales Argument dagegen: «Das embryonal selektionierte und geborene Kind darf nicht zur Lebensrettung anderer Menschen instru-

mentalisiert werden. Das widerspricht grundsätzlich der Menschenwürde.»

WUNSCHKIND. Man kann diesen Argumenten folgen oder nicht – Fakt ist: Schweizer Paare reisen nach Belgien oder Spanien, um gezielt Retterbabys zu zeugen. Darüber hinaus lässt sich dort mit Eizellenspende auch der Wunsch nach einem Kind nach Mass erfüllen. In tschechischen Kinderwunschzentren etwa können unfruchtbare Frauen mit dem Samen ihres Partners die Eizellen extra von Studentinnen befruchten und sich einpflanzen lassen. Dabei wird auch auf deren Haar- und Augenfarbe, Intelligenz und Begabungen geachtet.

In der Schweiz ist es noch nicht so weit – ethische Bedenken und die Angst vor möglichen Missbräuchen überwiegen. Trotzdem fordert der katholische Ethiker Alberto Bondolfi, Mitglied der Nationalen Ethikkommission, die Eizellenspende zuzulassen. Dies aus Gründen der Geschlechtergerechtigkeit – denn in der Schweiz sei die Spermien spende bereits zugelassen.

DILEMMA. Aus der gezielten Selektion ergibt sich das Dilemma, dass zwischen lebenswerten und lebensunwerten Embryonen unterschieden werden muss. So geschieht es bereits mit der nun auch in der Schweiz zugelassenen PID bei Paaren mit Erbkrankheiten. Damit besteht zum Beispiel die Möglichkeit, Embryonen mit Trisomie 21 auszusortieren, wie es heute schon routinemässig während der Schwangerschaft geschieht.

Die Behindertenverbände, die bisher solche Tests kritisierten, zeigen sich trotzdem erleichtert. Christa Schönbacher, Co-Geschäftsführerin von «insieme», betont, der Ständerat habe ein wichtiges Signal gegen systematische Tests von Embryonen im Reagenzglas gesetzt. «Es darf nicht dazu kommen, dass sich Eltern rechtfertigen müssen, wenn sie sich für ein Kind mit Chromosomenabweichung

«Unsere Gesellschaft hat noch kein Modell gefunden, um Karriere und Kinderkriegen zusammenzubringen.»

RUTH BAUMANN-HÖLZLE, ETHIKERIN

entscheiden, oder damit rechnen müssen, dass ihnen Versicherungsleistungen verwehrt werden.»

Die Ethikerin Baumann-Hölzle kritisiert grundsätzlich, dass unter dem Stichwort «Selbstbestimmung der Paare» den Eltern immer mehr Entscheide aufgebürdet werden, deren Ursprung auch gesellschaftspolitischer Natur ist: «Unsere Gesellschaft hat noch kein Modell gefunden, um Karriere und Kinder zusammenzubringen. Deshalb gibt es überhaupt so viele Frauen um 35 und älter, die Probleme mit der Fruchtbarkeit haben.» **DELFBUCHER**



Technisch möglich, ethisch diskutiert: Menschwerdung im Glas

Glossar

NEK. Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin. Diese unabhängige, ausserparlamentarische Fachkommission wurde 2001 vom Bundesrat eingesetzt, unter anderem zur Klärung der ethischen Aspekte im Hinblick auf neue wissenschaftliche Erkenntnisse und technische Möglichkeiten. Präsiert wird die NEK von Otfried Höffe.

PID. Präimplantationsdiagnostik. Mit dieser Technik werden im Reagenzglas gezeugte Embryonen vor dem Einpflanzen in die Gebärmutter untersucht. Dies mit dem Ziel, Erbkrankheiten und Anomalien der Chromosomen zu diagnostizieren beziehungsweise auszusortieren. Der Ständerat will PID nur dann zulassen, wenn nachweislich schwere Erbkrankheiten befürchtet werden müssen. Die Zulassung von PID wird die Zahl der «überzähligen» Embryonen stark erhöhen.

PND. Pränataldiagnostik. Darunter versteht man vorgeburtliche Untersuchungen während der ersten Schwangerschaftswochen, die Aussagen über bestimmte Krankheiten und Behinderungen des Ungeborenen machen (z. B. Trisomie 21).

SCREENING. Gezielte Reihenuntersuchungen der im Reagenzglas befruchteten Eizellen, die Hinweise geben auf mögliche Krankheiten und Genmutationen.

EMBRYONENTRANSFER. In der Retorte befruchtete Eizellen werden der Mutter künstlich eingesetzt. Nach heute gültigem Gesetz dürfen nur drei Embryonen gleichzeitig übertragen werden, um Mehrlingsschwangerschaften geringzuhalten. Der Handel mit menschlichen Embryonen ist verboten.

EIZELLENSPENDE. Bei Unfruchtbarkeit der Frau werden ihr befruchtete Eizellen einer anderen Frau eingesetzt. In der Schweiz ist die Eizellenspende aus. Bedenken gibt es, weil Eizellenspende eine Hormonbehandlung bei der Spenderin voraussetzt. Es wird befürchtet, dass damit ein Geschäft gemacht wird.

SAMENSPENDE. Im Gegensatz zur Eizellenspende ist Samenspende in der Schweiz erlaubt. Die Spermien können im Reagenzglas

mit der Eizelle vereinigt oder der Frau künstlich in die Gebärmutter injiziert werden. Uneinig ist die NEK, ob die Samenspende auch für unverheiratete heterosexuelle und homosexuelle Paare sowie für alleinstehende Personen zulässig sein soll.

IVF. In-vitro-Fertilisation. Zeugung im Reagenzglas.

LEIHMUTTERSCHAFT. Ein befruchteter Embryo wird einer anderen Frau eingepflanzt, die es nach der Schwangerschaft den Eltern übergibt. Damit hätte dieses Kind drei verschiedene «Eltern» und – falls Embryonen verkauft oder abgegeben werden – auch «Geschwister». Die NEK äussert sich vorsichtig positiv zur Leihmutterchaft. Sie empfiehlt den Aufbau eines Registers für alle Kinder, die durch ein Fortpflanzungsverfahren gezeugt werden, damit die Elternschaft später einsehbar ist.

RETTBABYS. Kinder, die gezielt gezeugt und geboren werden, damit sie einem erkrankten Geschwister Gewebe oder Stammzellen spenden können. Das setzt PID voraus, weil bestimmte erbliche Eigenschaften «stimmen» müssen. **RJ**

PRO

REINHARD KRAMM ist «reformiert.»-Redaktor in Chur



Heilen, nicht Prinzipien reiten

Jesus heilte. Auch am geheiligten Sabbat. Auch gegen den Widerstand von Schriftgelehrten. Menschen und ihr Heil haben für Jesus Vorrang. (Theologische) Prinzipienreiterei nicht.

DIE ZEIT IST REIF. Die Präimplantationsdiagnostik (PID) kann heilen. Sie hilft Menschen, die keine Kinder bekommen können, oder voraussehbar kranke Kinder. Sie zielt auf soziale Gerechtigkeit gegenüber jenen, die nicht das Geld haben, sich im Ausland behandeln zu lassen. Sie ermöglicht die Gleichstellung von Mann und Frau bei der Eizellenspende. Und durch Aneuploidie-Screening kann sie bereits zu Beginn verhindern, dass später das Kind wieder abgetrieben wird.

Eingriffe in die Fortpflanzung erzeugen bei vielen Menschen ein unbegreifliches Gefühl. Zu Recht. Man kann Designerbabys züchten, Wunsch Kinder, intelligente, schöne Stammhalter. Das hat viel mit Manipulation zu tun und wenig mit Heilung. Ethisch ist das kaum zulässig.

Es gibt christliche Gruppierungen, etwa die Evangelische Allianz, welche PID ablehnen und ihr Nein damit begründen, dass PID den «Grundprinzipien des Lebensschutzes» widerspreche und dem von Gott geschenkten Leben. Sie sollten sich verunsichern lassen. Jesus hat sich dem konkreten, leidenden Menschen zugewendet und spontan geheilt. Prinzipienreiterei hat er den Schriftgelehrten überlassen.

CONTRA

RITA JOST ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern



Fragen, die uns überfordern

Der Ständerat ist in der Frage der Präimplantationsdiagnostik (PID) vorsichtiger als die Nationale Ethikkommission. Das ist weder ewig gestrig noch moralinsauer. Das ist vernünftig und weise.

UNGELÖSTE FRAGEN. Noch gibt es zu viele unbeantwortete Fragen rund um Embryonen, die im Reagenzglas entwickelt werden, und Tests, die damit gemacht werden können. Die Tatsache, dass andere Länder da (fast) alles Machbare zulassen, heisst nicht, dass die Schweiz nachziehen muss. Die Konsequenzen einer Liberalisierung der Fortpflanzungsmedizin sind folgenswer. Schon die Frage, wie viele Embryonen im Reagenzglas entwickelt werden sollen, überfordert uns. Denn: Was soll mit überzähligen «gesunden» Embryonen passieren? Werden sie eingefroren, an ein anderes Paar abgegeben, zu Forschungszwecken freigegeben, verkauft, vernichtet? Soll ein Paar einen «Embryonen-Vorrat» einfrieren können und bei Bedarf später – in welchem Alter? – wieder auftauen? All das sind grosse, ungelöste Fragen. Genauso wie die Frage nach der Eizellenspende und der Leihmutterchaft.

Die Fragenkaskade zeigt: Wir befinden uns auf unsicherem Terrain. Das Zögern der Politiker ist deshalb angebracht. Eine ernsthafte Diskussion mit Gegnern und Befürwortern, Medizinern und Ethikern muss jetzt einsetzen. Sie ist lanciert. Das ist nicht ewig gestrig, sondern verantwortungsbewusst.

NACHRICHTEN

Pro und kontra
Islamzentrum

FREIBURG. Die Universität Freiburg will im Herbst das Bildungszentrum «Islam und Gesellschaft» für Imame eröffnen. Allerdings regt sich Widerstand gegen die Ausbildungsstätte. Kantonsparlamentarier der SVP, CVP und FDP wollen nicht, dass diese mit Steuergeld finanziert wird. **SEL**

Sans-Papiers
regularisieren

HAUSARBEIT. Der Verein «Sans-Papiers regularisieren» hat dem Bundesrat eine Petition mit 21 875 Unterschriften übergeben. Darin wird gefordert, dass Sans-Papiers, die als Hausarbeiterinnen tätig sind, eine Aufenthaltbewilligung erhalten. Personen ohne geregelten Aufenthalt sollten zudem bei Arbeitskonflikten vor Gericht klagen können, ohne eine Ausweisung zu riskieren. **SEL**

Respekt und Fairness
für das Hochalter

KAMPAGNE. Erstmals führen Justitia et Pax, die reformierten Kirchen und Pro Senectute eine gemeinsame Kampagne zum Thema Hochaltrigkeit durch (www.alles-hat-seine-zeit.ch). Diese soll dazu beitragen, Menschen hohen Alters als Teil der Gesellschaft wahrzunehmen. Der Lichtkünstler Gerry Hofstetter illuminiert im Laufe des Jahres vier Kirchen, um das Anliegen publik zu machen. Gestartet wird die Lichtaktion am 23. April mit der Stiftskirche in Neuenburg. Danach werden die Kirchen auf dem Monte Tamaro und in Samaden sowie das Zürcher Grossmünster als Lichtobjekte erstrahlen. **SEL**

Als «Naive»
Furore machtenUMWELT/ Vor vierzig Jahren machten
Burgdorfer Studenten autofreie Sonntage
erstmals zum grossen Politikum.

Den Kirchen ist die Umwelt wichtig. Die Ursprünge der ökologischen Bewegung liegen jedoch im Säkularen. Es begann in den frühen 1970er-Jahren, als der Club of Rome in einem Bericht auf die Begrenztheit der natürlichen Rohstoffreserven hinwies. Zusätzlich aufgerüttelt wurden die Industrienationen 1973 während der Ölkrise. Energiesparen war plötzlich das Gebot der Stunde. Der Bundesrat verordnete schweizweit drei autofreie Sonntage.

PIONIERS. Diese Massnahme blieb in den Köpfen vieler hängen. Sie führte kurz darauf zu einer umstrittenen, aber pionierhaften Initiative, bekannt als «Burgdorfer Initiative». Deren Forderung lautete, landesweit zwölf autofreie Sonntage in der Verfassung zu verankern. Im April vor vierzig Jahren begannen die Initianten mit der Unterschriftensammlung. Die Vorlage scheiterte schliesslich an der

Volk die Möglichkeit hätte, diese über eine Verfassungsinitiative dauerhaft einzuführen. Nach dem Unterricht kamen ein paar Studenten zu mir und erklärten, die Theorie habe man gehört, jetzt wolle man zur Tat schreiten und die Initiative richtig lancieren.»

SAMMLER. Binggeli sicherte den Studenten seine Unterstützung zu, jedoch strikte ausserhalb des Unterrichts. Die «Volksinitiative für zwölf motorfahrzeugfreie Sonntage pro Jahr» wurde ausformuliert, und der Direktor stellte als Hauptquartier ein leeres Zimmer am Technikum zur Verfügung. Weitere Dozierende sowie Studenten aus anderen Klassen stiessen zur Initiativgruppe. Im Frühling 1974 legte diese los. Innert eines Jahres kamen 120 000 Unterschriften zusammen – mehr als doppelt so viele, als damals für die Lancierung einer nationalen Initiative nötig waren.

Das Ansinnen aus der kleinen Stadt an der Emme wurde schweizweit gross diskutiert. Und vor allem kontrovers. Progressive, Kulturschaffende, Linke, Umweltbewusste, Visionäre und Querdenker begrüsst die Initiative, während in konservativen Kreisen ein gehässiger Ton angeschlagen wurde. Die Initianten wurden schon mal als «Schaumschläger, Hochstapler, Naive und Dummköpfe» apostrophiert. Zwölf autofreie Sonntage würden Arbeitsplätze gefährden, die individuelle Freiheit beschneiden und das Verfassungsrecht überstrapazieren, argumentierten die Kritiker.

Das Volk lehnte die Initiative im Jahr 1978 mit gut 63 Prozent Neinstimmen zwar ab, aber die Idee ist seither nicht mehr totzukriegen. Auf nationaler Ebene wurde im Jahr 2003 über vier autofreie Sonntage im Jahr abgestimmt – mit fast identischem Ergebnis wie 1978 –, und in Appenzell Ausserrhoden kämpfte vor

«In der öffentlichen Diskussion bezeichnete man uns schon mal als Schaumschläger, Hochstapler, Naive und Dummköpfe.»

GERHARD BINGGELI

Urne, wirkt inhaltlich aber bis heute nach. Der pensionierte Dozent Gerhard Binggeli kennt die Geschichte dieser Initiative aus erster Hand, denn die Idee entstand bei ihm im Unterricht am Technikum Burgdorf, das heute Teil der Berner Fachhochschule ist.

«Wir hatten Staatskunde; ich erläuterte der Klasse den Unterschied zwischen Gesetzes- und Verfassungsinitiative», erinnert er sich. «Als aktuelles Beispiel griff ich die drei autofreien Sonntage des Bundesrates auf und sagte, dass das

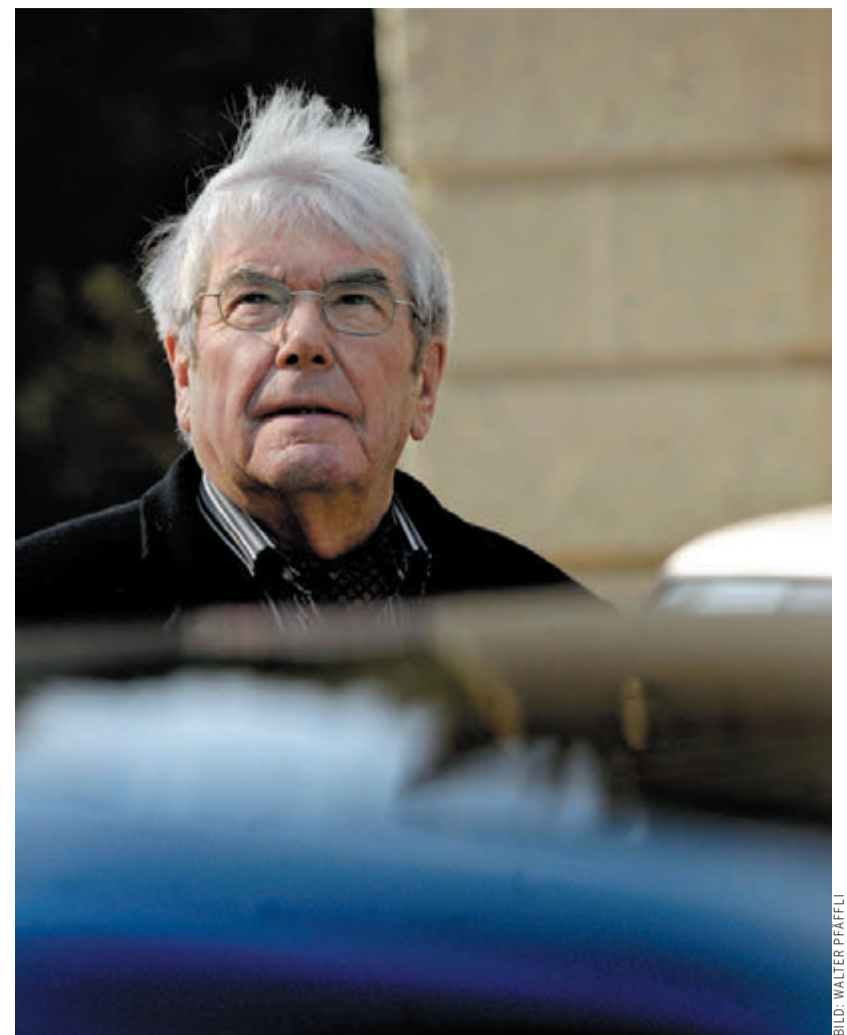


BILD: WALTER PFAFFLI

Ex-Dozent Gerhard Binggeli erinnert sich an die «Burgdorfer Initiative»

Gerhard
Binggeli, 83

ist promovierter Ökonom und pensionierter Dozent an der Berner Fachhochschule. Unter dem Pseudonym Ger Peregrin hat er sich als Wander- und Reisebuchautor einen Namen gemacht. Auch in den Genres Feature, Kolumne, Drehbuch und anderen mehr ist er präsent. Zudem widmet er sich neuerdings der Erinnerungsliteratur. Letztes Jahr veröffentlichte er das Buch «Ich blicke zurück ... Ich denke zurück ...», und jüngst erschien im Zytlogge-Verlag der Band «(I bsinne mi)». Dieses Buch enthält «Bund»-Kolumnen, in denen der Autor allerlei Selbsterlebtes anekdotisch aufbereitet – erstmals auf Berndeutsch. **HEB**

rund zehn Jahren eine Gruppe vergeblich für ein ähnliches Anliegen auf kantonaler Ebene. Was national und kantonale nicht gelingen will, macht dafür regional und lokal Schule: Seit der Jahrtausendwende wurden und werden in verschiedenen Städten und Regionen der Schweiz Erlebnissonntage durchgeführt, an denen die Strasse ausschliesslich dem nicht motorisierten Verkehr gehört.

TOURISTEN. Heute, sagt Gerhard Binggeli, seien nationale autofreie Sonntage kein realistisches Anliegen mehr. Die individuelle Mobilität habe seit den 1970er-Jahren massiv zugenommen. Die Schweiz als Tourismus- und Transitland sei zu vernetzt mit Europa, um sich landesweite Strassenschliessungen politisch und ökonomisch leisten zu können.

Dass die Idee im kleineren Rahmen aber lebendig und die Sorge um eine intakte Umwelt wach bleibt, begrüsst er ebenso wie die Tatsache, dass sich heute auch die Kirchen zur Ökologie bekennen. «Ich bleibe in erster Linie deshalb Mitglied der Kirche, weil sie sich in wichtigen Fragen dieser Zeit engagiert», hält er fest. **HANS HERRMANN**

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92

OTTO'S



Tisch
Kunststoffplatten schwarz, mit Einlegeplatte,
200/250 x 74 x 95 cm

Gestell Aluminium

69.-

398.-

Klappstuhl
Kunststoffgeflecht schwarz,
Gestell Aluminium,
Rückenlehne verstellbar

Partyzelt

Stoff beige, Ø 360 cm,
Höhe 290 cm, Gestell
Metall grau

UV-Schutz 50+

298.-

Wicker-Set
Kunststoffgeflecht schwarz, inkl. Kissen beige, Gestell Metall,
Stuhl 55 x 68 x 50 cm, Tisch 116 x 74 x 55 cm

mit Abdeckplane

369.-

Wickergarnitur

Kunststoffgeflecht schwarz, inkl. Kissen Stoff grau,
Sessel 57 x 79 x 62 cm, Bank 109 x 79 x 62 cm,
Salontisch mit Glasplatte 89 x 40 x 45 cm

Preishit

398.-

Gestell Metall

Schaukel-Liege

Textilene schwarz,
Gestell Metall alufarben,
Liegefläche 150 x 80 cm

99.-



ottos.ch

BLUT/

KREUZ UND QUER/ Blut durchdringt alle Lebensbereiche von der Medizin bis hin zur Kunst
DAS KREUZ/ Blut ist ein zentraler Begriff des Christentums, der an Jesu Kreuzestod erinnert

EDITORIAL

Blutende Wunden erinnern uns an unsere Begrenztheit

Irgendwann im Laufe der Planung für dieses Themendossier sagte jemand: «Ich vergesse nie den Moment, als mein Kind zum ersten Mal hinfiel und blutete ...». Wir wussten alle, was die Kollegin meinte.

DIE WUNDE. Dass wir verletztlich sind, wird nie so körperlich erfahrbar wie in den Momenten, wenn wir Blut sehen. Es wird uns in frühester Kindheit schmerzlich bewusst. Und wie ein kleines Kind fühlen wir uns immer wieder, wenn Blut sichtbar wird – unser eigenes und fremdes. Blut ist unser Innerstes, Persönlichstes und gleich-

zeitig «unser Lebenssaft». Wenn jemand in unserer Nähe sich verwundet und blutet, dann spüren wir jedes Mal eine Art Urschmerz. Dann regt sich das Mitleiden. Eine blutende Wunde schmerzt nicht nur den Verletzten selber, sie berührt und schmerzt auch immer die Unbeteiligten.

DIE ANGST. Blut – fremdes und eigenes – macht deshalb auch Angst. Wer Blut nicht sehen kann, drückt mit seinem Unvermögen nicht in erster Linie Ekel aus. Vielmehr ist es eine Überforderung. Er oder sie sagt damit:

Deine und meine Versehrt-heit überfordert mich, macht mich hilflos, berührt mich zutiefst, weckt in mir mehr Gefühle, als ich im Moment bewältigen kann.

DAS SYMBOL. Dieses zwiespältige Gefühl hat uns beim Zusammenstellen dieser Nummer auch immer wieder überwältigt. Warum bloss fühlen wir uns so angezogen und gleichzeitig so abgestossen durch Blut? Warum ist Blut gleichzeitig verbindend und trennend? Rein und unrein? Symbol für Leben und Tod? Für Grenze und Gemeinschaft? Für Mythen und Hightech?

Blut steht – wie die Verletzung der eigenen Haut – sinnbildlich für ein Grenzerlebnis. Es macht uns bewusst, dass unser Leben Grenzen hat. Wahrscheinlich deshalb hat Blut auch die Kunst immer wieder inspiriert. Und viele Kunstbetrachter bisweilen schockiert. Gerade auch, wenn es um religiöse Darstellungen ging. Oder um Szenen, die religiöse Inhalte in die Gegenwart übersetzten. Aber: Blut spielt in der christlichen Religion eine zentrale Rolle. Nicht nur erinnert der Wein beim Abendmahl an das Blut Christi; im Christentum sind Leid

und Schmerz immer wieder prägende Elemente.

DAS OPFER. Darstellungen von blutenden Wunden, aber auch von Gewalt sind nichts Unchristliches. Das Dossier zum Thema Blut ist deshalb keine Provokation; wir verstehen es – im Ostermonat April – als Ausgangspunkt für ein vertieftes Nachdenken über Leid und Opfer.



RITA JOST ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern

Ein Saft, so kräftig rot wie keiner sonst

Blutbahnen, Blutbuche, Blutanalyse, Blutsverwandte, Blutgeld, Blutopfer, Blutkörperchen, Bluthund, Blutrache und Blutspende: Blut bildet den roten Faden des Lebens und Sterbens.



Sind religiöse Begriffe wie Sünde und Opfer noch zu retten? Ivana Bendik (links) und Sabine Scheuter im Gespräch

Das letzte Wort hat nicht der Tod

KARFREITAG/ Die Pfarrerinnen Sabine Scheuter und Ivana Bendik diskutieren über die Opfertheologie und ihre – insbesondere für Frauen – problematische Wirkungsgeschichte, das Kreuz und die Botschaft des Karfreitags.

Das Kreuz ist zum Symbol des Christentums geworden. Warum musste Jesus sterben?

IVANA BENDIK: Jesus ist der römischen Miliz als Rebell aufgefallen und wurde in einem kurzen Prozess zum Tod am Kreuz verurteilt. Hier wäre die Geschichte fertig, hätte es nicht Menschen gegeben, die diesem Tod eine Deutung gegeben haben. Eine der Deutungen ist, Jesus sei als Opfer für unsere Sünden gestorben. Auf der als brutal erlebten Folie der Wirklichkeit wurde eine Vision entworfen, die die Negativität überwand, die das Weiterleben ermöglichte. Die biblischen Schriften reichen uns die Hand: Was passiert ist, ist furchtbar. Aber du brauchst dennoch nicht zu erschrecken, denn das, was du siehst, ist nicht die ganze Wirklichkeit. Wir glauben stets wider den Augenschein. Dass sich in diesem Tod etwas Entscheidendes für mein Leben heute ereignet hat, ist die extremste Glaubensherausforderung.

SABINE SCHEUTER: Ich sehe den Tod von Jesus als Konsequenz aus seinem Leben und Wirken. Ich stelle mir vor, dass er darin keinen Sinn sah, aber er ist dem Geschehen nicht ausgewichen. Er hätte ja auch flüchten können. Für die Jüngerinnen und Jünger war sein Tod eine grosse Katastrophe. Sie haben versucht, dem Schrecken einen Sinn abzurufen, und haben in der Opfertradition des Alten Testaments Deutungsangebote gefunden. Für die heutigen Menschen sind diese jedoch kaum noch verständlich.

Das Kreuz, das für diese Deutung steht, ist als Symbol also unverständlich geworden?

SCHEUTER: Viele Leute sehen das Kreuz nur als das, was es war: ein Folterinstrument der Römer. Auch ich kann darin auf den ersten Blick keine Heilsbedeutung entdecken. Das Kreuz erhält seine Bedeu-

tung erst, wenn es mit der Auferstehung an Ostern zusammen gedacht wird.

BENDIK: Ja. Das Kreuz ist eine Zumutung. Wie Paulus schon sagte: den Gebildeten, die nach Weisheit fragen, eine Dummheit sondergleichen, für einen Glauben, der Beweise will, ein Skandal! Doch für alle, die dem Evangelium Vertrauen schenken, Gottes Kraft und Gottes Weisheit.

Kann es nicht auch bedrückend sein, wenn Jesus für unsere Sünden sterben musste?

BENDIK: Wir brauchen kein schlechtes Gewissen zu haben. Tatsache ist: Jesus wurde Opfer der römischen Miliz. Die Bibel deutet das Ereignis in metaphorischer Sprache. Zum Beispiel eben als Opfertod. Problematisch ist, wenn man diese Deutung so versteht, als sei die Metapher die Wirklichkeit und die Hinrichtung nur eine Scheinwelt, die ermöglicht, dass das schöne Opfer zur Erlösung der Menschen von ihren Sünden passieren kann. Das wäre Opferverherrlichung.

Dennoch ist die Interpretation, dass Gott seinen Sohn geopfert hat, in der Wirkungsgeschichte sehr präsent, wenn nicht dominant.

BENDIK: Das stimmt. Den Zeitzeugen war klar, dass es um ein Bild geht. Wir kommen ihm wohl nur in Situationen grosser Not und Einsamkeit näher. Meine Erfahrung ist, dass Menschen in Extremsituationen die Bilder gerade wegen ihrer Schonungslosigkeit hervorholen. Sollte ich einmal in die Fänge von Schergen – oder einer schweren Krankheit – geraten, hoffe ich auch, sagen zu können: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Die Opfermetapher ist ein Gegenbild zur erfahrenen Wirklichkeit: Gott liebt dich so sehr, dass er sogar seinen Sohn nicht geschont hat, um dich aus dem zu erretten, was du gerade als Hölle erlebst.

SCHEUTER: Für die damaligen Menschen waren Opfer etwas Positives. Beim Sühneopfer wurde schuldhaftes Verhalten rituell einem Tier übergeben, das stellvertretend sterben musste für einen Neuanfang. Es war naheliegend, dass die Jünger und Jüngerinnen nach dem Tod von Jesus auf diese Symbolik zurückgriffen. Was in einer Tradition fusste, wurde aber später in der Theologie pervertiert. Etwa in der Satisfaktionslehre, die darin gipfelt, dass Gott seinen Sohn bewusst opferte, um unsere Sünden zu sühnen.

BENDIK: Mir gefällt an der biblischen Opfertradition, dass das Opferritual das Eingeständnis der Schuld voraussetzt. Schuld ist auch heute aktuell. Wird Schuld in ihrem ganzen Ausmass zugelassen, kann sie erdrücken. Wenn ich darauf vertrauen kann, dass es einen Gott gibt, der mir all meiner Unzulänglichkeiten zum Trotz diese Schuld nimmt und mir einen Neuanfang ermöglicht, ist das sehr befreiend. Er fordert von mir aber auch ein Einsehen. Im Zweifelsfall lautet die Frage: Öffnet mich die Botschaft des Evangeliums, kann ich freier atmen, Liebe zulassen? Dann bin ich auf der richtigen Spur. Werde ich klein, kümmerlich, ängstlich, liege ich sicher falsch.

In der globalisierten Welt stecken wir alle ungewollt in schuldhaften Verstrickungen. Von Sünde zu sprechen, wäre präziser als von Fehlern. Aber ist der Begriff noch zu retten?

SCHEUTER: Sünde wurde oft sexualisiert. Und heute wird der Begriff verharmlost: Wir sündigen, wenn wir Schokolade essen. Trotzdem möchte ich nicht Abschied nehmen von Begriffen wie Sünde und Schuld. Wir leben nicht so, wie wir und Gott es möchten. Aber ich glaube nicht, dass die Sünde mit dem Kreuzestod wiedergutmacht wurde. Ich blicke

«Klar, die Liturgie beim Abendmahl ist anstössig. Aber das Christentum ist keine softe Religion der Harmonie.»

••••

IVANA BENDIK

«Sagen wir beim Abendmahl nur schon Lebenskraft statt Blut, senken wir für viele die Schwelle.»

••••••••••

SABINE SCHEUTER

Ivana Bendik, 52

studierte Biologie und später Theologie an der Universität Basel. Von 2000 bis 2009 war sie Pfarrerin am Universitätsspital Basel und verfasste eine Dissertation zur neueren Paulusforschung. Bis 2012 arbeitete sie als Beauftragte für Theologie am Institut für Theologie und Ethik des Kirchenbundes. Zurzeit ist Ivana Bendik Jugendpfarrerin in der Kirchgemeinde Wallisellen.

Sabine Scheuter, 48

ist Pfarrerin und hat einen Fachhochschulabschluss für Gendermanagement. Sie ist bei der Fachstelle Geschlechter und Generationen der reformierten Landeskirche des Kantons Zürich zuständig für Frauenarbeit und Geschlechterbeziehungen. Zudem ist Sabine Scheuter Präsidentin der Frauenkonferenz des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes.

lieber auf das Leben von Jesus. Er hat uns gezeigt, dass Gott die Menschen liebt, obwohl sie sündig und verstrickt sind.

BENDIK: Werden Begriffe wie Sünde oder Opfer aus ihrem religiösen Zusammenhang gerissen, wird es entweder banal oder gefährlich. Der Opferbegriff etwa wird missbraucht, um zu Opfern für die Familie, die Nation, ein höheres Ziel aufzurufen. Der religiöse Zusammenhang jedoch verweist auf die Gottesbeziehung. Im Opfer etwa ist Gott das Subjekt der Handlung, nie der Mensch.

SCHEUTER: Darum frage ich mich, wie wir diese Worte verwenden können, ohne ihre verhängnisvolle Wirkungsgeschichte mitzunehmen. Insbesondere die Frauen mussten sich in der Geschichte aufopfern, um diesem Ideal zu entsprechen. Für den Mann, die Kinder, die Familie. Das Kreuz tragen, sich selber aufgeben.

Wenn die Opfertheologie nicht mehr richtig verstanden wird, müssen wir dann auch die Abendmahlsliturgie ändern? In Lukas 22, 20 heisst es: «Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das vergossen wird für euch.»

SCHEUTER: Darum haben viele Menschen Mühe mit dem Abendmahl. Wir können durchaus neue Worte suchen. Wenn wir nur schon Lebenskraft statt Blut sagen, senken wir die Schwelle und werden dem Sinn des Abendmahls trotzdem gerecht. Doch ersetzen wir die gesamte Liturgie, geben wir etwas vom Zusammenhalt in der christlichen Weltgemeinschaft preis. Damit ginge auch viel verloren.

BENDIK: Lebenskraft: Das ist die Sprache der Sieger. Menschen, die kaum noch Lebenskraft haben, identifizieren sich nicht damit. Natürlich ist die Abendmahlsliturgie anstössig. Ich will aber nichts abschwächen. Im Gegenteil. Das Leben hat grausame Seiten, das zeigen auch viele biblische Geschichten. Das Christentum ist keine softe Harmoniereligion.

SCHEUTER: Ich möchte das Christentum nicht weichspülen, doch ich will Menschen nicht den Zugang versperren mit einer Symbolik, die nicht ihrer Lebensrealität entspricht. Man kann den Leuten einiges zumuten, wenn Raum für die Diskussion und das Erklären bleibt. Aber Kirchenlieder mit einer übersteigerten Opferthematik lasse ich nicht singen.

BENDIK: Trotzdem: Christlicher Glaube ist ohne Kreuz nicht zu haben. Er wurzelt in der Ermordung eines Unschuldigen.

Sollten wir am Karfreitag traurig sein?

SCHEUTER: Die Passionszeit gibt Anlass, über Leiden und Scheitern nachzudenken. Zu sehen, was Menschen ändern antun. Darüber nachzudenken, was Jesus widerfahren ist, zu wissen, dass das auch jetzt geschieht. Alles Gründe, traurig zu sein. Doch hier dürfen wir nicht stehenbleiben. Wir sollen uns auch empören und gegen das Unrecht ankämpfen.

BENDIK: Die Botschaft von Karfreitag – immer mit Ostern im Blick – ist, dass ich wider allen Augenschein an meinem Glauben festhalten darf. Am Glauben an diesen einen Gott, der in unbegreiflicher Weise den Tod zur Geltung bringt und zugleich ausser Kraft setzt. Dieser Glaube beinhaltet auch die Hoffnung, dass Gott und mit ihm die Gerechtigkeit das letzte Wort haben werden und nicht das, was diese Welt regiert.

INTERVIEW: CHRISTA AMSTUTZ, FELIX REICH

Scham – aus dem Paradies vertrieben, erröten wir

SERIE «GROSSE GEFÜHLE»/ Quälend und doch lebensnotwendig: wie Menschsein mit Scham beginnt – und Scham vor Verletzlichkeit schützt. Eine Erkundung mit der Theologin Regine Munz und Mr. Bean.

Erst als er die Badehose aus dem Hosensack zieht, bemerkt der Badefreudige den Mann im Liegestuhl, der schon vor ihm hier war: dessen dunkle Brillengläser sind unverwandt auf ihn gerichtet. Das Wissen um die Gegenwart des Zuschauers verwandelt seine Vorfreude in Pein – wie soll er sich vor dem unliebsamen Beobachter umziehen? «The Beach» ist eine Episode der irrsinnig komischen Mr.-Bean-Sketches. Der Witz der erfolgreichen BBC-Serie entsteht in der Peinlichkeit der Titelfigur: Hier sind es Beans ungelenke Versuche, seine Badehose anzuziehen, ohne sich vor dem Fremden zu entblößen, die uns zum Lachen bringen.

BLICK. Scham hat viel zu tun mit dem Blick des Anderen: «Es ist das Gefühl, das sich einstellt, wenn ich merke, dass etwas sichtbar wird, was ich vor anderen verbergen möchte», beschreibt Regine Munz das Gefühl der Blossstellung. Die evangelisch-reformierte Theologin, die an der Uni Basel lehrt, ist zugleich Seelsorgerin in der Psychiatrischen Klinik Baselland und hat sich eingehend mit Scham beschäftigt. Scham ist unangenehm und wirft die von diesem Gefühl befallene Person auf sich selbst zurück: Beans sehnsüchtiger Blick auf den weiten Horizont weicht schlagartig dem Bewusstsein über die eigene Lächerlichkeit. Dem Beobachter ausgesetzt, schrumpft unser Schwimmer in spe zu einer peinlichen Gestalt. Munz betont das körperlich Überwältigende von Scham: «Man hat das Gefühl zu implodieren, möchte im Erdboden verschwinden.» Dennoch sei Scham lebenserhaltend, so die Theologin – Scham helfe, die Grenzen zwischen dem Selbst und den Anderen zu wahren.

SCHUTZ. So beginnt das Menschsein mit der Fähigkeit zur Scham, wie bereits die biblische Erzählung von der Vertreibung aus dem Paradies weiss. Adam und Eva fühlen sich im Paradies eins mit der Welt, haben kein Bewusstsein ihrer Nacktheit. Erst als sie vom «Baum der Erkenntnis» essen, das göttliche Verbot überschreiten, erkennen sie gut und böse und schämen sich, nackt vor Gott und voneinander zu sein. Munz interpretiert die

Grenzüberschreitung Gott gegenüber als Geschichte der Selbsterkenntnis: «Erst mit der Scham erwacht ein Bewusstsein für ein klar abgrenzbares Selbst und für den Anderen, ein Wissen um die eigene Begrenztheit, aber auch Verletzlichkeit und Schutzbedürftigkeit.»

Die Genesis erzählt, wie Menschsein mit Schwäche seinen Anfang nimmt und Scham den Menschen vor seiner Verletzlichkeit schützt.

BLÖSSE. Demgegenüber hat Scham heute einen schweren Stand. Schamhaftigkeit gilt als verklemmt – soziale Medien, Casting-Shows und Reality-TV setzen auf Selbstdarstellung und Exhibitionismus. Die Kultivierung der seelischen und körperlichen Offenlegung stütze sich auf den menschlichen Wunsch nach Anerkennung: «Hinter diesen Inszenierungen des Selbst steht die Sehnsucht nach Angenommensein, Gesehenwerden, Geliebtwerden.» Dabei drohe aber die Gefahr der Blossstellung und missbräuchlichen Überschreitung von Grenzen. Die Seelsorgerin begleitet Menschen, deren Schamgrenzen überschritten wurden: hinter Suchterkrankungen und Depres-

sionen stehe oft das Empfinden von Abwertung und Ablehnung.

Es gehe in ihrer Arbeit darum, den Menschen das Bewusstsein ihrer Würde wiederzugeben. Dabei sei es für diese zentral, eine Sprache zu finden, um über ihre Verletzungen sprechen zu können, denn: «Scham ist oft von grosser Sprachlosigkeit begleitet.»

Munz findet in der christlichen Tradition viele Angebote, die menschliche Erfahrung von Versehrtheit und Mangelhaftigkeit zu Wort zu bringen und diese als Grundvoraussetzung des Menschseins anzunehmen. So spreche Psalm 123 vom «Gnädigen Antlitz des Herrn»: Es sei ein Bittgebet um den göttlichen gnädigen Blick, der das Selbst stärke, «der mich sieht, der mich annimmt, mit allen meinen Schwächen und meiner Schuld, und sich nicht von mir abwendet.»

Ein gnädiger Blick auf das unvollkommene Selbst; unverwandte Aufmerksamkeit, die nicht blossstellen will: zumindest Letztere wird auch Mr. Bean zuteil – der bebrillte Beobachter im Liegestuhl, das ist der Clou, entpuppt sich am Ende als Blinder, dessen entblössender Blick als bloss vorgestellter. **SUSANNE LEUENBERGER**



ILLUSTRATION: SANDRO GALLI

GROSSE GEFÜHLE In loser Folge lesen Sie in dieser Serie von Gefühlen, die den Menschen erfassen, antreiben und umtreiben. Wir erkunden, wie Religion, Kultur und Wissenschaft die Liebe, Verzweiflung oder Hoffnung zum Thema machen.

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Publizist
und Buchautor



Die Macht von Parfüm und anderen Düften

GERUCH. Immer schön der Nase nach: Das gilt auch, wenn es um Spirituelles geht. Für den Apostel Paulus sind Christen Menschen, von denen ein guter Geruch ausgeht. Und für Augustinus ist der Wohlgeruch ein Kennzeichen des Heiligen. Den beiden würde es vermutlich stinken, wenn sie heutzutage in unseren überfüllten Verkehrsmitteln zur Arbeit fahren müssten. All die Gerüche, die da herumwabern, sind – gelinde gesagt – nicht sehr angenehm. Obwohl, so ist zu vermuten, doch bestimmt etliche Christenmenschen in den Bussen, Trams und Bahnen sitzen.

RAUCH. Parfums machen die Sache nicht unbedingt besser. Auch sie können Duftwolken erzeugen, die bei einer morgendlichen Busfahrt das Reiseerlebnis erheblich trüben. Doch vielleicht zelebrieren all die Parfümierten ja nur ihr Rauchopfer. «Per fumum», durch Rauch der Gottheit zu huldigen, ist ein altes Ritual, wie es viele Religionen kennen. Dabei wird allerdings streng auf die richtige Mischung und eine angemessene Dosierung geachtet. Im Alten Testament finden sich detaillierte Anleitungen, wie kostbare Duftmischungen für Salböle herzustellen sind.

HEIMAT. Der Glaube geht auch durch die Nase. Während Katholiken und Orthodoxe nicht mit Weihrauch geizen und Hindus sowie Buddhisten mit Räucherstäbchen das Riechorgan kitzeln, sind die Reformierten deutlich geruchsärmer. Aber auch eine reformierte Schweizer Kirche ist an ihrem typischen Geruch zu erkennen. Es riecht diskret nach Holz und Mauerwerk, etwas kühl vielleicht, etwas nüchtern – aber genau diese Duftmischung bedeutet vielen ein Stück Heimat.

KRAFT. Von Düften geht eine Kraft aus, die viel stärker ist als Verstand und Wille. Sie wirken auf das emotionale Zentrum unseres Gehirns und lösen unmittelbar Gefühle aus. Sie locken uns an oder stossen uns ab. Sie können uns in frühere Zeiten versetzen und alte Erinnerungen wachrufen. Und sie spielen im Zusammenleben eine wichtige Rolle, besonders bei der Partnerwahl: Ob ein Mensch uns sympathisch ist, hängt nicht zuletzt auch davon ab, wie er riecht.

INHALT. Es ist beinahe unheimlich, wie stark unser Denken und Verhalten von der Nase gesteuert wird. Wegen seiner verführerischen Macht galt der Geruchssinn lange als der niederste der fünf Sinne. Er ist kaum zu kontrollieren, kümmert sich nicht um die Vernunft und bringt uns manchmal auf seltsame Ideen. Zum Beispiel ein neues Buch erst einmal gründlich zu beschnuppern, eine alte Gewohnheit von mir. Lesen mit der Nase sozusagen. Jedes Buch verströmt seine eigene Duftnote, und die ist manchmal sogar besser als der Inhalt. Übrigens, wenn wir schon beim Thema sind: «reformiert.» ist leider ziemlich geruchsarm. Das hat aber auch einen Vorteil: Sie können sich ganz auf den Wohlgeruch des Inhalts konzentrieren.

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z

ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert
Biblisches, Christliches und Kirchliches –
für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

ZEUGEN

Männer zeugen, Frauen gebären. Die Menschen der hebräischen Bibel wissen, dass Frauen schwanger werden, wenn sie mit Männern schlafen. Die tieferen Zusammenhänge dieses schöpferischen Akts allerdings kennen sie noch nicht, deshalb bezeichnet das Verb «jalad» beides: sowohl zeugen als auch gebären; Kinder sind ebenso «Leibesfrucht» ihres Vaters wie ihrer Mutter. Das agrarische Denken verschiebt den aktiven Beitrag jedoch zugunsten der Männer: «Saatgut», «Sperma» und «Nachkommen» sind im Hebräischen austauschbare Wörter.

Die Ouvertüre der griechischen Bibel ist eine Zeugungsliste. Der Evangelist Matthäus setzt mit einem Stammbaum Jesu ein: Abraham zeugte Isaak, Isaak zeugte Jakob und so fort bis hin zu Josef. Dieser Abstammung Jesu aus der Linie von König David steht die Aussage gegenüber, dass Maria nicht von ihrem Verlobten, sondern vom Heiligen Geist schwanger war. Offensichtlich geht es hier nicht um Bio-, sondern um Theologie: Die Ahnenreihe setzt Jesus in Beziehung zu seinen Vorfahren, gleichzeitig betont die «himmlische Zeugung» seine Verbin-

dung zum Ewigen. In der Folge werden auch die Jesusfreunde «Kinder Gottes» genannt und dazu angeleitet, Gott als «Vater» anzusprechen. Diese Bildsprache zielt nicht auf kindische Menschen ab, sie löst im Gegenteil familiäre, soziale oder nationale Bindungen. Statt Zeugung und Abstammung im engen Sinn gilt nun Freiheit und Würde der «gottesverwandten» Menschen. Aus dieser Zugehörigkeit wächst Verbundenheit mit allem Lebendigen: «Die Liebe ist aus Gott; jeder, der liebt, ist aus Gott gezeugt, und er erkennt Gott.» (1. Joh. 4, 7) **MARIANNE VOGEL KOPP**

TÄTIGKEITSWÖRTER
Mit der letzten Ausgabe ist das Abc des Glaubens beim Z angekommen. Wir haben beschlossen, die Rubrik zurückzubuchstabieren. Und wechseln dazu vom Substantiv zum Wort der Tat, also zum Verb.



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

campus
Muristalden
Kirchlich-
Theologische
Schule Bern

Ein spannender Weg ins Theologiestudium!

Wer möchte die Schätze der christlichen

Spiritualität und Weisheit

entdecken, leben und Menschen unserer Zeit zugänglich machen? Wen spricht diese Herausforderung an? Wer möchte mit diesem Ziel Theologie studieren?

Die Kirchliche-Theologische Schule Bern ermöglicht Ihnen den Einstieg und die ersten Schritte auf diesem Weg:

- Wir bieten Ihnen eine theologische Spezial-Matura.
- Diese Ausbildung ist kostenlos und stipendienberechtigt.
- Sie werden optimal auf das Theologiestudium vorbereitet.

Nehmen Sie Kontakt mit uns auf:

Christian C. Adrian, Leiter KTS Bern,
Campus Muristalden AG, Muristrasse 8, 3000 Bern 31,
034 411 30 25, christian.adrian@ktsbern.ch.

- Besuchen Sie:** www.ktsbern.ch, www.theologiestudium.ch
- Kommen Sie:** zu einem Gespräch (nach Vereinbarung)
- Melden Sie sich an:** bis zum **7. April 2014**, der Kurs 2014 – 2016 hat noch freie Plätze!

Kurse und Weiterbildung

2014
APRIL/MAI/JUNI

APRIL

BEA-Fachseminar
30.4.

GLEICH UND DOCH ANDERS
Die Kirche im Dorf und anderswo. Mut zur Lücke, Mut zur Zusammenarbeit über die Kirchengemeindengrenzen hinaus.
ORT: Kongresszentrum BEA, Bern
ZEIT: 10.00–13.00 Uhr

MAI

Kirchgemeinderat
6.+27.5.
+ 3.6.

KIRCHGEMEINDERATSPRÄSIDENT/IN WERDEN
Kurs zur Vorbereitung aufs Kirchgemeinderatspräsidium oder für Präsidentinnen und Präsidenten in den ersten Amtsjahren
ORT: Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
ZEIT: 18.00–21.30 Uhr

Generations
20.5.

GENERATIONEN-BOGEN
Kinder/Jugend/Junge Erwachsene/Familien/Alter
Generationsarbeit in der Praxis
ORT: Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
ZEIT: 16.00–19.30 Uhr

Jugend/Naturpark
12.6.

LERNEN VOR ORT: KIRCHLICHE LAGER IM REGIONALEN NATURPARK GANTRISCH
Erleben Sie die vielseitigen Angebote für Ihr Lager und ein neues Schwerpunktthema vor Ort
ORT: Schloss Schwarzenburg, unterwegs
ZEIT: 9.30–17.00 Uhr

PROGRAMME UND ANMELDUNG:
www.refbejuso.ch/bildungsangebote
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Gemeindedienste und Bildung
bildung@refbejuso.ch
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern
Telefon 031 340 24 24 (Hauptnummer)

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Hilfswerk Indian Hope Schweiz

ist ein kleines, privates Hilfswerk von einem Inder und einer Schweizerin aufgebaut. www.indianhope.ch

Wir suchen für Nordindien laufend ausgebildete Kindergärtnerinnen, Hortleiterinnen und Sozialarbeiterinnen sowie einen fussballbegeisterten, handwerklich begabten Mann, um einen Fussball/Sportplatz aufzubauen.

Telefon 031 721 80 86, **PC 30-481316-0**

Seminar auf Bali
«Ja zum Leben»
www.hillje-seminare.de

Möchten Sie einem notleidenden armenischen Kind durch eine **Patenschaft** wirksam helfen und ihm Hoffnung auf eine glückliche Zukunft schenken?
Verlangen Sie bitte unser Patenschaftsflyer oder informieren Sie sich auf www.diaconia.org/patenschaften

Diaconia Internationale Hilfe
Feldstrasse 9, 5712 Beinwil am See,
Tel.: 062 771 05 50, Fax: 062 771 45 03,
E-Mail: diaconia@diaconia.org

Himmelsblau

KRISEN BEWÄLTIGEN – DAS LEBEN VERTIEFEN

Bestellen Sie jetzt **kostenlos** unser Magazin «Lebensnah» zum Thema «Trauma»!

Kostenlos bestellen!

Mit Talon, per Telefon unter 062 919 22 11 oder online unter www.klinik-sgm.ch/lebensnah

Psychosomatik
Psychiatrie
Psychotherapie

Christliche Fachklinik
www.klinik-sgm.ch

Talon an: Klinik SGM Langenthal, Weissensteinstrasse 30, 4900 Langenthal

reformatiert

EIN JOBVERLUST

kann aus einem Menschen einen anderen machen.

HEILS-ARMEE

Für Menschen, die vom Glück verlassen wurden.

PC 30-444222-5

SPINAS CIVIL VOICES

ES BRAUCHT FÄHIGE PASTOREN. WIR BILDEN SIE AUS.

ISTL
EDUCATION THAT'S ALIVE

Vierjähriges Bachelorstudium BTh istl.ch



Hisham Maizar fühlt sich im Islam und im Christentum zu Hause. Unermüdet arbeitet er für eine Annäherung der Weltreligionen

Er spürt Gott in der Moschee und in der Kirche

DIPLOMAT DES GLAUBENS/ Der Präsident des Rats der Religionen möchte vermitteln, was er als Muslim gelernt hat: Offenheit und Respekt.

Im Gebetsraum des Islamisch-Albanischen Zentrums El-Hidaje am Stadtrand von St. Gallen ist nur Rascheln von Kleidern zu hören. Drei Dutzend Männer verrichten still ihr Mittagsgebet. Als sie niederknien, sticht ein Mann auf einem Stuhl heraus. Hisham Maizar, Präsident der Föderation Islamischer Dachorganisationen der Schweiz (FIDS) und seit Januar Präsident des Rats der Religionen, macht das Kniegelenk zu schaffen. Der pensionierte Arzt palästinensischer Herkunft bezeugt Allah seine Demut, indem er den Oberkörper weit vorbeugt.

HALT. Schon der fünfjährige Hisham begleitete seinen Vater in die Moschee in Jerusalem, wenige Meter von der Grabeskirche entfernt. Egal, wohin ihn das Leben verschlug: Im Glauben fand er Halt, als Student in Sarajevo, als angehender Arzt in Heidelberg und ab 1967 in St. Gallen, wo er frisch verheiratet mit einer katholischen Tirolerin hinzog, um als Arzt zu arbeiten. Sie begleitete er auch in die Kirche. «Die Ehrfurcht vor der allumfassenden Kraft fühlt sich an jeder Gebetsstätte gleich an», sagt Maizar.

Heute betet er im El-Hidaje, weil er mit dem Leiter Termine besprechen will. Reihum besucht er albanische, bosnische, türkische und arabische Kulturzentren. Stets im Anzug grüsst er jeden herzlich, fragt nach der Familie, hört aufmerksam zu, diskutiert und scherzt.

DIALOG. Seit 9/11 widmet sich Maizar einer Aufgabe, die ihm «200 Prozent» aberlangt: dem Abbau von Ängsten vor dem Islam. Seit diesem Tag assoziiert die westliche Welt den Islam mit Terrorismus. Die Sippenhaft schmerzt Maizar bis heute. Als Bischof Ivo Fürer 2002 im «St. Galler Tagblatt» zum Respekt vor Muslimen aufrief, bat Maizar ihn um ein Treffen. Fürer erklärte dem interessierten Arzt die Dringlichkeit des Dialogs zwischen Christen und Muslimen, dass es aber keinen Ansprechpartner gebe. In der Folge gründete Maizar den Dachverband islamischer Gemeinden in der Ostschweiz und Fürstentum Liechtenstein, 2006 die FIDS.

Ansprechpartner wurde er selbst, und zwar einer, der den Dialog uner müdet sucht. In Interviews, Podien und Refe-

raten will er überzeugen, dass Muslime nicht alle Jihadisten sind, sondern so unterschiedlich religiös wie Christen. Das verlangt Ausdauer. «Rechtspopulisten schüren andauernd Angst vor dem Islam», sagt Maizar, der sich zur Mitte zählt. Als Vertreter der Muslime muss er jedes Wort abwägen. Oft wird auf ihn persönlich gezielt, deshalb gibt er öffentlich wenig Privates preis. Er sagt: «Die Krankheit meiner Frau hat mich gelehrt, den Grat zwischen Möglichem und Unmöglichem zu gehen.»

FRÜCHTE. Und seine Arbeit trägt Früchte. Das St. Galler Stadtparlament bewilligte soeben muslimische Grabfelder auf dem Friedhof. Die Uni Fribourg möchte im Herbst ein Zentrum für Islam und Gesellschaft eröffnen. Und Mitte März sprachen sich die Luzerner Landeskirchen für die öffentlich-rechtliche Anerkennung des Islam aus. Maizar ist überzeugt: «Eine friedliche Koexistenz ist nur möglich, wenn alle offen aufeinander zugehen. Zwischen Christentum und Islam gibt es viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede.» **ANOUK HOLTHUIZEN**

GRETCHENFRAGE

PHILIPP HADORN, NATIONALRAT

«Nur zahlen, das genügt nicht»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Hadorn? Meine Beziehung zu Jesus Christus ist die Grundlage meines Denkens, Lebens und Handelns. Der Austausch und die Gemeinschaft mit Christen ermöglichen mir eine kritische und differenzierte Haltung gegenüber allen Ausdrucksformen von Glauben und helfen mir, meinen eigenen immer wieder neu zu suchen, zu finden und weiterzuentwickeln.

Sie präsidieren das Blaue Kreuz, das christlich ausgerichtete Hilfswerk für Alkohol- kranke. Stört es Sie, wenn Kirchen Alkohol zum Abendmahl ausschenken?

Nein. Jede Kirchgemeinde muss sich selber die Frage stellen, wie weit die Rücksichtnahme der Mehrheit auf die Schwächsten gerechtfertigt ist. Ich trinke keinen Alkohol und finde, dem Abendmahl tut es keinen Abbruch, wenn man dazu unvergorenen Traubensaft trinkt.

Sie sind Gewerkschafter, Sozialist und Christ. Wo fliesst am meisten Herzblut?

Die Ebenen sind verflochten. Als elfjähriger Kantischüler wurde ich durch die Anti-AKW-Bewegung politisiert. Hinzu kommen das soziale Engagement in der christlichen Jugendgruppe und die Frage Jesu, wer mein Nächster ist. Das alles prägte mich. Mit meiner juristischen Ausbildung fand ich Erfüllung auf die Gewerkschafter und Politiker. Von Haus aus reformiert, fühle ich mich in der freikirchlichen Gemeinschaft wohler. Heute ist die Methodistenkirche Heimat für mich.

Warum?

Die Verbindlichkeit, am Gemeindeleben teilzunehmen, scheint mir grösser. Es ist ein wenig wie im Fussballclub: Nur den Mitgliederbeitrag zahlen reicht nicht. Erst wenn alle regelmässig zum Training erscheinen, hat die Mannschaft Erfolg.

Welchen Einfluss hat die politische Tätigkeit auf Ihr Christsein?

Ich arbeite heute lösungsorientierter. Durch die politische Tätigkeit habe ich eine Liebe zu Regulierungen entwickelt. Ich glaube, durch die Politik ist mir auch die kosmische Ordnung bewusster geworden, eine Ordnung zum Wohle der Menschen und damit zur Ehre Gottes.

INTERVIEW: RITA GIANELLI

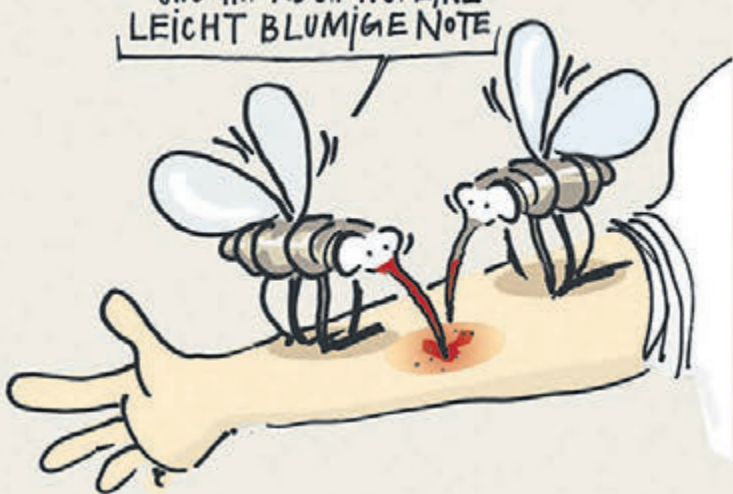


Philipp Hadorn, 47

ist der neue Präsident des Blauen Kreuzes, SP-Nationalrat und Zentralsekretär der Gewerkschaft des Verkehrspersonals. Er wohnt mit seiner Familie in Gerlafingen.

CHRISTOPH BIEDERMANN

VOLLES BOUQUET,
UND IM ABGANG EINE
LEICHT BLUMIGE NOTE



VERANSTALTUNG

MODESCHAU

MIT GUTEM GEWISSEN ÜBER DEN LAUFSTEG

Gibt es in Bern faire Mode zu kaufen? Röcke, Blusen und Hosen, die auch trendy sind? Kennen Sie Modelabels mit Stil – aber auch mit Sinn für die Lebensbedingungen der Textilarbeiterinnen? An der alternativen Modeschau «fashion & fair» auf dem Berner Waisenhausplatz wird solche Kleidung vorgestellt. Expertinnen und Experten informieren über die Herkunft unserer Kleider und sensibilisieren für deren Produktion und Vermarktung. Ein Shopping-

Leitfaden gibt Tipps, wo «fair fashion» zu haben ist – und zu welchem Preis. Steff La Cheffe moderiert den Modeevent, begleitet von einer Liveband. Die international tätige Tänzerin und Djane Julia Michels choreografiert den Anlass. Veranstaltet wird die Modeschau zum Frühlingauftritt von der reformierten Fachstelle OeME und der Katholischen Kirche Region Bern – in Zusammenarbeit mit «Brot für alle» und «Fastenopfer». **SEL**

FASHION&FAIR. Die alternative Modeschau auf dem Waisenhausplatz Bern, Samstag, 5. April, 14 bis 17 Uhr, Modeschau um 14.30 und 16.30